# „Machet keine Dummheiten, während ich todt bir

## Theodor Herzl, der Zionismus und die jüdische Besiedlung Palästinas

Zypern, Uganda, Südamerika — alles war ihm recht, wenn es nur ein Land war, „wo wir krumme Nasen, schwarze oder rote Bärte und gebogene Beine haben dürfen". Theodor Herzl, der Vater des Zionismus, gerade aus dem von antisemitischen Krawallen gepeitschten Paris heimgekehrt nach Wien, wünschte sich 1895 nur eines für sein Volk: weg von den Europäern, auf „irgendein für unsere gerechten Volksbedürfnisse genügendes Stück der Erdoberfläche".

Von Palästina als Gelobtem Land war damals noch nicht die Rede. Die vorwiegend über die gemäßigten Breiten des Erdballs verstreuten Juden seien, meinte Herzl, den klimatischen Bedingungen der Levanteküste gesundheitlich nicht gewachsen.

Doch die „mächtige Legende" (Herzl) war stärker. Der erste Zionistenkongreß beschloß 1897 in Basel: „Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina."

Juden hatte es in Palästina seit Jahrhunderten gegeben. Sie lebten in ungestörter Symbiose mit der arabischen Mehrheit.

Palästina allerdings war bis zum Ende des Ersten Weltkrieges ein vorwiegend mythologischer Begriff ohne verbürgte geographische Konturen. Niemand wußte genau, was gemeint war: das beiderseits des Jordan gelegene Land der Philister, nach dem Palästina seinen Namen hat, oder das Reich Salomos und Davids oder „das Land von dem Wasser Ägyptens an bis an das große Wasser Euphrat" (1. Mose 15, 18).

Zu Herzls Zeiten herrschten dort die Türken, deren Sultan Abdul Hamid II. aber offenbar schon eine Vorahnung vom Ende des Osmanischen Reiches hatte: Als ihm Theodor Herzl Geld für die Abtretung eines Teils von Palästina bot, winkte er nur müde ab: „Die Juden sollen ihre Milliarden sparen. Wenn mein Reich einst aufgeteilt wird, bekommen sie Palästina vielleicht umsonst."

Der Sultan sollte weitgehend recht behalten. Die jüdische Diaspora in aller Welt half zwar, so es ging, mit Geld. Den entscheidenden Durchbruch aber verschaffte Arthur James Balfour, Außenminister des britischen Kriegspremiers Lloyd George, den Juden umsonst.

In einem Brief an den jüdischen Naturforscher Walter Lionel Baron Rothschild versicherte Balfour im November 1917, seine Regierung betrachte „die Schaffung einer nationalen jüdischen Heimstätte in Palästina für das jüdische Volk mit Wohlwollen".

Und was die Regierung der britischen Supermacht für wohl befand, das war Gesetz in weiten Teilen der bewohnten Erde.

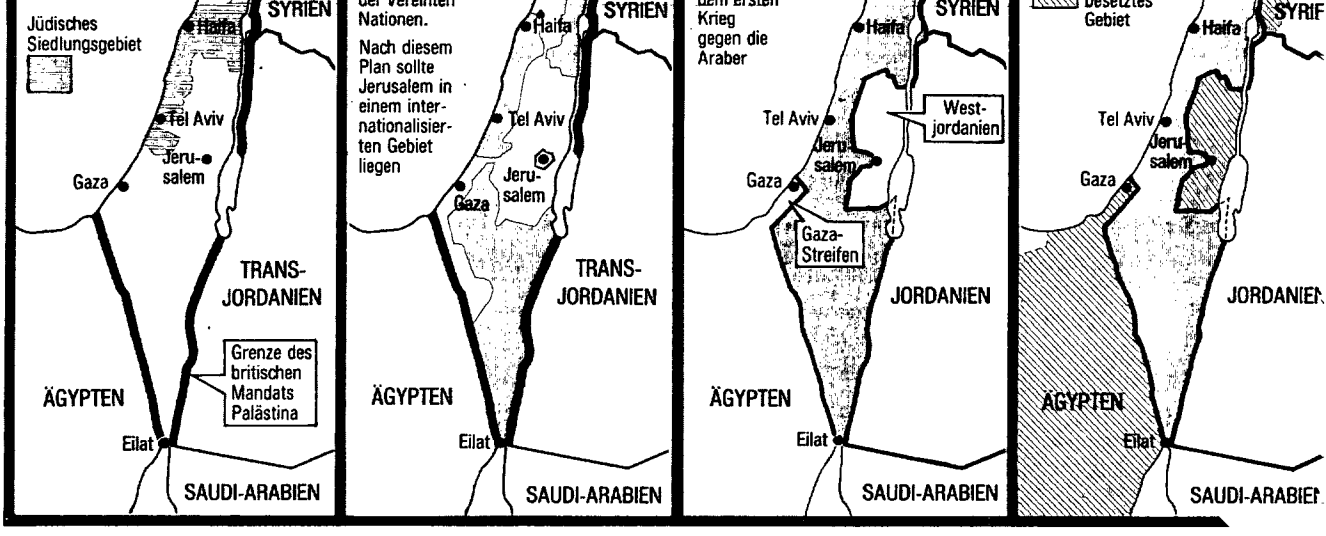
Für die Juden in aller Welt war die Balfour-Erklärung der wichtigste Schritt auf dem Wege zur Bildung eines jüdischen Nationalstaates. Für die Araber dagegen ist sie noch heute Großbritanniens kolonialer Sündenfall Nummer eins, das schändliche Dokument eines Doppelspiels, mit dem perfide Albion seine arabischen V bündeten hinterging.

Denn das Balfour-Papier stand krassen Widerspruch zu der Absic erklärung Großbritanniens, den A bern für ihre Waffenhilfe gegen Türken fast das gesamte Gebiet z schen Mittelmeer und Persischem G zur Bildung eines arabischen Staates überlassen.

Mit den Arabern fühlte auch Krie held Lawrence von Arabien, der seinen englandtreuen Beduinen Türken jahrelang das Leben schwer macht hatte. Aus Protest gegen Verrat an der arabischen Sache schi te Lawrence seinem König die in Wüste erdienten Orden zurück.

Im Weltbild der Zionisten war die Araber von Anfang an nicht Platz. Staatsdenker Herzl („Zunäc muß die Rasse verbessert werde wollte sie allenfalls „bei Entsumpf gen" einsetzen. Max Nordau, einer zionistischen Gründerväter, war üb rascht, bei einem Arbeitsbesuch in d „Land ohne Volk" (Herzl) überha Menschen anzutreffen. Nordau: „I wußte ich nicht. Wir begehen also Unrecht."

Doch das war erst der Anfang. A Rande der Friedensverhandlungen Versailles kungelte Herzl-Nachfol Chaim Weizmann — später Israels ster Präsident — mit Emir Feisal, d Großonkel des heutigen jordanisch Königs Hussein, einen Vertrag aus, dem sich die Araber verpflichteten, Einwanderung von Juden nach Palä



na zu fördern. Weizmann: „Die Juden stehen den Arabern blutsmäßig sehr nahe."

Ein paar Jahre friedlicher Koexistenz schienen die These zu bestätigen. Doch je mehr Juden einwanderten, desto brüchiger wurde der Friede, die Zusammenstöße häuften sich. Im Februar 1929 genügte schon ein Fußball, den ein jüdischer Junge in den Vorgarten eines Arabers gekickt hatte, um ein Pogrom auszulösen, dem fast hundert Juden zum Opfer fielen.

Die entscheidenden Anstöße zur jüdischen Massenkolonisierung des Gelobten Landes aber gaben die Antisemiten Józef Pilsudski und vor allem Adolf Hitler. Die Judenverfolgungen, zunächst in Polen, später in Deutschland, schwemmten Hunderttausende von Einwanderern an die östliche Levanteküste: 1925 fast 35 000 aus Polen, nach der Machtübernahme der Nazis in Deutschland jedes Jahr an die 50 000. Die ungewollte Förderung der jüdischen Einwanderung ist noch heute der häßliche Fleck auf dem sonst fleckenlosen Deutschen-Bild der meisten Araber.

Die Briten, die so viele Juden nun auch wieder nicht wollten, versuchten zwar, die Judaisierung Palästinas mit Seeblockaden und Massendeportationen zu bremsen. Doch der Exodus war nicht zu stoppen. Jüdische Flurbereiniger kauften zwischen 1940 und 1947 rund 33 000 Hektar Land in Palästina auf, 85 Prozent davon außerhalb der Siedlungszonen, die den Juden von den Briten zugewiesen worden waren.

Und jüdische Terrorkommandos räumten auf, wo sich einheimische Bewohner oder britische Besatzer dem Expansionsdrang der Kinder Israels in den Weg stellten. Menachem Begins nicht gerade zimperliche „Irgun" drohte renitenten Arabern: „Wenn ihr nicht freiwillig verschwindet, dann kommt die Stern-Bande." Und die war noch viel schlimmer.

Wladimir Jabotinsky, als Chef der radikalen „Jüdischen Liga" Vorbild des späteren Premiers Menachem Begin, lehnte jede Verbrüderung kategorisch ab. Für ihn waren die Araber nichts als „Päderasten, Bastarde . . ., Gesindel eines schmutzigen Hafens . . . Von freiwilliger Versöhnung kann keine Rede sein".

Mit diesem Credo im Herzen zeigten die Juden 1948 nach dem Abzug der Briten und der Gründung des Staates Israel rasch, wer die neuen Herren im Heiligen Land waren. Von 750 000 Arabern blieben nach dem Sieg der Soldaten Zions nur noch 167 000 im Land. Repatriierung kam nicht in Frage. Gründer-Premier David Ben-Gurion: „Das wäre nicht Gerechtigkeit, sondern Torheit."

Dabei blieb es. Mit Hilfe maßgeschneiderter Gesetze gelang es den Juden, ihren Eigentumsanteil von knapp zehn Prozent der Landfläche in wenigen Jahren auf rund 85 Prozent zu steigern, den größten Teil davon durch systematische Landkäufe, einen geringeren Teil durch Enteignungen. Und die Armee nutzte ihre Chance, das im Uno-Teilungsplan von 1947 zuvor umrissene Territorium des Judenstaates kräftig zu arrondieren.

**Zionist Herzl***
Araber nur zum Entsumpfen

Israelische Expansionisten verteidigten die oft unter dubiosen Bedingungen erworbene Scholle stets unverblümt mit dem Anspruch rassischer Überlegenheit. In der „großen Universität der Arbeit . . . wo Himmel und Erde und die ganze Natur eine neue Spezies Mensch schaffen" (so der Kibbuz-Philosoph David Gordon), war für Araber mit ihrem durchweg distanzierten Verhältnis zur körperlichen Arbeit kein Platz.

Diese Ideologie beflügelt noch heute die Siedler im Westjordanland: Wer das Land bebaut, der soll es auch besitzen.

Nach 670 000 Palästinensern aus dem israelischen Kernland flüchteten noch einmal 200 000 aus dem besetzten Westjordanien, viele unter dem Druck der Besatzer, viele auch unter dem Druck der „Palästinensischen Befreiungsorganisation", die Kompromißbereitschaft gegenüber den Juden als Verrat an der arabischen Sache ahndet.

Theodor Herzl hat das sicher alles nicht gewollt. Aber geahnt hat er was. Er warnte, noch kurz bevor er starb: „Machet keine Dummheiten, während ich todt bin."

* 1898 auf der Reise nach Palästina.

besetzten Gebiete auf der West Bank ja auch widerrechtlich angeeignet. So als ob ein Unrecht das andere rechtfertige.

„Der typische Israeli", ketzert Uri Avnery, gescheiter Außenseiter der israelischen Gesellschaft, „glaubt nicht an Gott. Aber er glaubt daran, daß Gott ihm sein Land versprochen hat." Menachim Begin vor allem glaubt das.

Falsch jedoch wäre es zu glauben, die Israelis, „für die keineswegs der beliebte Basketball, sondern Politik der Nationalsport Nummer eins ist" (Chafets), würden sich nun, im Wahlkampf, über diese Fragen, über ihr künftiges Verhältnis zu ihren Nachbarn, über gerechte, sichere und andere Grenzen die Köpfe heiß reden. Es lebt sich zu gut mit dem Status quo.

Tatsächlich schleppt sich der Wahlkampf — und das nicht nur, weil es noch gute sieben Wochen bis zum Wahltag sind — müde und spannungslos dahin.

Der einzige Kandidat unter den Großen, dem Freund und Feind noch einiges Charisma bescheinigen, war schon Außenseiter, bevor er sich überhaupt offiziell zur Wahl stellte: Mosche Dajan, 65, gilt eher als Spielverderber denn als progressive, gestaltende Kraft.

Gestaltende Kraft von Begin zu erwarten scheint sogar vielen seiner Parteifreunde vermessen: Der Mann ist, obwohl nun wieder hörbar aktiv, nicht nur physisch krank, er hat nicht gut mit seinem politischen Kapital gewirtschaftet.

Und Schimon Peres, sein Herausforderer von der Arbeitspartei, strahlt allenfalls soviel Zuversicht und Begeisterungsfähigkeit aus wie der biedere Sozialdemokrat Erich Ollenhauer in den früheren Jahren der Bonner Republik.

Aber wenigstens umkreisen den Sozialisten-Chef einige durchaus kapitale Trabanten: Simcha Dinitz etwa, fünf Jahre lang Israels Botschafter in Washington, Mordechai Gur, der dynamische Eroberer Ost-Jerusalems, der sich selbst schon als übernächsten Premier Israels sieht, oder auch der vielseitige Jurist, Manager und Diplomat Chaim Herzog, von dem es heißt, er habe im Mai 1945, als ihm ein angeblicher SS-Zugführer vorgestellt wurde, in diesem den Reichsführer SS Heinrich Himmler erkannt, es dem auf den Kopf zugesagt, worauf Himmler seine Zyankalikapsel zerbiß.

Anders als Begin und seine Mannschaft „des glanzlosen, grauen Mittelmaßes" (Herzog) scheinen diese Männer durchaus bereit zu einem neuen Anfang. Dinitz will beispielsweise dieselben Saudis an einer neuen Verhandlungsrunde beteiligen, von denen Begin sagt, sie seien neben Gaddafis Libyern die schlimmsten Araber und lebten „immer noch im 16. Jahrhundert". Und „Mota" Gur kündigt an: „Wenn wir erst an der Regierung sind, werden